



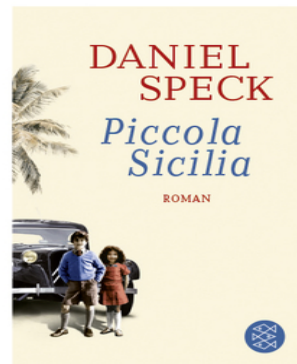
DANIEL
SPECK

*Jaffa
Road*

ROMAN



!NEU!
Vom Autor des
Bestsellers



Daniel Speck
Jaffa Road

Roman

⊗ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Eine Villa in Palermo und ein Koffer voller Fotos. Das ist alles, was der Exildeutsche Moritz Reincke seinen Erben hinterlassen hat. Keinen Abschiedsbrief. Keine Erklärung, warum er drei Familien hatte, die einander nicht kannten.

Als seine Enkelin Nina, seine Tochter Joëlle und sein Sohn Elias sich begegnen, stehen sie vor einem Rätsel: Moritz war ein Chamäleon mit drei Leben, die rund ums Mittelmeer führen, aber voller Leerstellen, Widersprüche und Geheimnisse bleiben. Die drei fremden Verwandten setzen seine Lebensreise durch die Nachkriegszeit wie ein Mosaik zusammen, indem sie von ihren Müttern erzählen - den drei Frauen, die Moritz geliebt hat. Eine Deutsche, eine Israelin und eine Palästinenserin. Es sind die bewegenden Erinnerungen dreier Städte: Berlin, Haifa und Jaffa. Und die Erzählungen dreier Nationen, die schicksalhaft miteinander verbunden sind. In Moritz' Villa auf Sizilien treffen sie auf tragische Weise aufeinander. War es Selbstmord oder hat ihn sein eigener Sohn getötet? Um das Rätsel zu lösen, müssen Nina, Joëlle und Elias sich fragen, ob sie trotz aller Unterschiede eine Familie sein können.

Weitere Romane von Daniel Speck:

›Bella Germania‹

›Piccola Sicilia‹

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Daniel Speck, 1969 in München geboren, baut mit seinen Geschichten Brücken zwischen den Kulturen. Durch seine Reisen und seine Recherchen trifft er Menschen, deren Schicksale ihn zu seinen Romanen inspirieren. Der Autor studierte Filmgeschichte in München und in Rom, wo er mehrere Jahre lebte. Er verfasste Drehbücher, für die er mit dem Grimme-Preis und dem Bayerischen Fernsehpreis ausgezeichnet wurde. Sein Roman ›Bella Germania‹ wurde als Dreiteiler prominent verfilmt. Mit dem Bestseller ›Piccola Sicilia‹ führt Daniel Speck uns auf eine Reise ins Herz des Mittelmeers. Dieses vielstimmige Panorama der Kulturen erweitert er in seinem neuen Familienroman ›Jaffa Road‹.

Weitere Informationen finden Sie unter www.fischerverlage.de

*»Man weiß selten, was Glück ist,
aber man weiß meistens, was Glück war.«*

(Françoise Sagan)

Prolog

Später, in Momenten des Zweifels, würde Joëlle sich immer an diesen Morgen erinnern. Das endlose Meer ringsherum und die begrenzende Geborgenheit in seinen Armen. Reines, leuchtendes Glück. Immer wenn sie sich an Papà zu erinnern versuchte, würde sie ihn als diesen jungen Mann im frühen Licht sehen, der mit seiner kleinen Tochter auf dem Arm an der Reling stand. Wie er seinen braunen Filzhut tiefer zog, damit der Wind ihn nicht fortwehte, wie seine raue, unrasierte Wange sich an ihre schmiegte, wie er auf eine Wolke zeigte und ein springendes Pferd sah. Einen Walfisch. Einen Drachen. Sie liebte ihn, wie nur ein Kind lieben kann, grenzenlos. Zwischen ihnen war nichts Falsches, nichts als Liebe und Vertrauen. In Papàs Gegenwart vergaß sie die schwitzenden Körper unter Deck, deren Gestank und schreckliche Geräusche in der Nacht, all die unruhigen Träume, die sie übers Mittelmeer verfolgten, und das Grauen, das sie zu vergessen suchten. Papà sang ein Lied, ganz leise, damit niemand ihn hörte, denn er sang auf Deutsch. Joëlle erinnert sich noch genau an den Refrain, *Heimat, deine Sterne, sie strahlen mir auch an fernem Ort*. Sie liebte den Klang dieser Sprache, auch wenn sie kein Wort verstand. Und sie vermochte nicht zwischen dem Wiegen

seiner Arme und dem Atem des Meeres unter dem Schiff zu unterscheiden. Aber sie weiß heute noch, wie all diese Geheimnisse, eingebettet in die riesigen Wolkentürme über dem Wasser, sie erregten und zugleich mit tiefer Ruhe erfüllten.

Wenn es ein Vermächtnis gab, das Papà ihr in diesen frühen Jahren geschenkt hatte, dann war es seine Zuversicht. Wenn sie bei ihm war, trug sie das Leben. Alles schien, mitten im Chaos, in eine unerklärliche, unerschütterliche Ordnung eingebunden. Heute, wo ihr diese Sicherheit abhandengekommen ist, fragt sie sich, ob Papà es im Innersten auch so empfunden hat oder nur für sein Kind stark sein musste, während er in Wahrheit genauso verloren war wie alle anderen Seelen auf diesem Schiff. Das Geheimnis des Glücks, hatte er einmal gesagt, ist Dankbarkeit. Es ist nicht wichtig, ob du viel oder wenig besitzt. Entscheidend ist nur, ob du für das, was du hast, dankbar bist. Das Leben ist ein Geschenk, Joëlle, eine Gnade. Es hängt an einem dünnen Faden. Denk nie, du hättest einen Anspruch darauf.

Tatsächlich war es nur Dankbarkeit, die den maroden Dampfer in ein Haus verwandelte, die enge Koje in ein Bett, und das Land, auf das sie Kurs hielten, in eine Heimat. Keine Ferne machte ihnen Angst; Hoffnung war alles, was sie besaßen. Jeder sang und träumte in seiner Sprache, und das Meer trug sie. Woher sie das Vertrauen nahmen? Keiner wusste es. Es war die grundlose Heiterkeit der Überlebenden. Jenes Land, das ihnen versprochen worden war, in den *Displaced*

Persons Camps des zerstörten Europas, den illegalen Büros und dunklen Gassen, wo sie Geldscheine gegen Geflüster tauschten, hatte keiner von ihnen gesehen. Und dennoch erschien es ihnen nicht als Fremde, sondern als sicherer Hafen, der sie mit offenen Armen empfangen würde. Sie täuschten sich, wie alle, die von einem Ort zum anderen flohen, doch es war eine süße Täuschung.

»Wie weit fahren wir, Papà?«

»Immer der aufgehenden Sonne entgegen. Bis das Meer aufhört.«

So einfach war das. Wenn es in dieser Welt einen Menschen gab, auf den sie sich verlassen konnte, dann war es Papà. Er hatte ihr nicht nur die ersten Schritte und das Fahrradfahren beigebracht, sondern auch das freie Denken und den Mut zu einem Leben, das niemand bestimmte außer sie selbst. Papà war ein Mann, der nicht viel Worte machte, aber wusste, wohin er ging. Er besaß etwas, das vielen heute fehlt: Gewissen. Ein innerer moralischer Kompass. Wenn er sagte, dass etwas richtig war, war es richtig, und wenn er fand, dass etwas falsch war, war es falsch. Später, wenn Joëlle sich in der Welt verliebte und nicht weiterwusste, wünschte sie sich, sie könnte ihn nach seinem Rat fragen. Und dennoch hat Papà sie bei der wichtigsten Frage im Leben belogen. Die Frage: Wer bin ich?

»Maurice!«, brüllte ein Matrose hinter ihnen. »Weg von der Reling! Alle Passagiere unter Deck!« Im selben Moment sahen sie die Rauchfahne des britischen Zerstörers. Von der Brücke warf der Kapitän, der keine Uniform trug, die Fischereikarten,

das Logbuch und das Funkgerät über Bord. Sie hatten keine Waffen, aber sie würden die verhassten Briten mit einem Hagel von Konservenbüchsen begrüßen. Sie würden sich nicht zurückschicken lassen; alle Brücken hinter ihnen waren verbrannt. Nicht weit hinter dem Horizont lag ihr Gelobtes Land.

1

Palermo

Das Mittelmeer spricht mit vielen Stimmen.

Fernand Braudel

Maurice hatte seinen Tisch für zwei gedeckt. Zwischen den leeren Tellern steht eine halbvolle Weinflasche; nur eines der beiden Gläser ist benutzt. Dazu eine unberührte Schale mit Oliven und ein Teller mit trockenen Baguettescheiben, über die jetzt Ameisen krabbeln. Der Schuss war draußen gefallen, in seiner Garage. Vorher hatte er noch die Fensterläden geschlossen. Als hätte er sich erschossen, weil er vergeblich auf einen Gast gewartet hatte. Die Einrichtung wirkt, als wäre die Zeit vor dreißig Jahren stehen geblieben: Ein altes Festnetztelefon, ein Plattenspieler, kein Computer. Seine Katze streicht mir unruhig um die Beine; niemand hatte sich um sie gekümmert. Das Erste, was ich tue, als ich im Haus meines Großvaters ankomme, ist, nach Katzenfutter zu suchen. Ich öffne ein Fenster; Sonnenlicht flutet ins Halbdunkel, Kinderstimmen, das Knattern von Motorrollern und das

Rauschen der Palmblätter. Im Garten stehen Terracottatöpfe, eine verrostete Hollywoodschaukel und blühende Hecken zu den Nachbargrundstücken. Es hat etwas von einem Versteck, aber das Meer ist nah, und darüber liegt ein heiterer Himmel. Sein täglicher Ausblick. Ich frage mich, ob er Heimweh hatte. Was er all die Jahre in Palermo gemacht hat. Und wie viele Menschen man im Laufe eines Lebens lieben kann.

Hinter mir knarzt das alte Parkett. Joëlle geht verloren durch den Raum, und als sie den Kopf zu mir dreht, ist sie nicht mehr die elegante Dame, als die ich sie kennengelernt hatte. Sondern ein hilfloses, zitterndes Mädchen.

»Warum?«, fragen ihre Augen.

Gestern Morgen war die Welt noch in Ordnung gewesen. Eigentlich ist sie ja nie in Ordnung, andauernd zerbricht irgendwo irgendetwas, aber wer will das schon so genau wissen. Ich hatte die Scherben meiner geschiedenen Ehe aufgesammelt, geordnet und beschriftet. Noch passte nicht alles zusammen, aber ich hatte gelernt, mich im Unvollständigen einzurichten. Unter meinen Füßen trug der Boden, ich begann meine Flügel auszubreiten, und manchmal ertappte ich mich staunend dabei, dass ich schon seit Tagen nicht mehr an die Trennung gedacht hatte. Berlin wurde leicht und vergaß den Winter.

Ich weiß genau, wann mein Handy klingelte, um 9 Uhr 33, denn im selben Moment blieb die U-Bahn im Tunnel stehen, kurz vorm Bahnhof Friedrichstraße, und ich sah auf das

Display. 0039, Italien. Der Anrufer stellte sich als Avvocato Catalano vor, aus Palermo. Er sei der Notar meines Großvaters, Moritz Reincke. Er fragte nach meinem Namen. Nina Zimmermann, ja, korrekt. Ob ich morgen nach Palermo kommen könnte. Unmöglich, sagte ich. Die U-Bahn fuhr ruckartig an, und ich stand auf, um auszusteigen. Ich wollte das Gespräch schon beenden, da erklärte er, es tue ihm leid, aber er habe mir eine traurige Mitteilung zu machen: Mein Großvater sei vorgestern verstorben. Der Strom der Aussteigenden spuckte mich auf dem Bahnsteig aus. Der Mann am Telefon blieb ruhig, nannte meine Adresse, mein Geburtsdatum und den Geburtsort. So stehe es im Testament, das ihm zur Verwahrung anvertraut wurde. Nach italienischem Recht müsse ich persönlich in Palermo erscheinen, um mein Erbe anzutreten. Ob ich vielleicht auch zur Beerdigung ... Die Menschen drängten sich an mir vorbei, rempelten mich von hinten an, und ich fühlte – nichts. Wie verabschiedet man sich von jemandem, der nie da war?

Oben auf der Straße schnappte ich nach Luft und rief meine Tante Joëlle in Paris an. An ihrer Stimme hörte ich sofort, dass sie es wusste. Derselbe Notar hatte sie auch angerufen. Und dann sagte sie etwas, das mir den Boden unter den Füßen wegzog.

»Er sagt, es war Selbstmord.«

Ihre Stimme klang gebrochen, untröstlich. Ich fühlte mich betäubt, verwirrt, aber vor allem: betrogen. Der Mann, den wir

gemeinsam suchten, war gestorben, bevor wir ihn finden konnten. Mein Großvater, ihr Vater, der ewig Verschollene.

»Nina, ich kann das nicht glauben. Ich kenne ihn doch. Er könnte das nie tun.«

Fakten. In solchen Momenten muss man sich an Fakten festhalten.

»Wo soll das passiert sein?«

»In Palermo. Er hat dort ein Haus, sagt der Notar.«

»Wie hat er dich ausfindig gemacht, Joëlle?«

»In seinem Testament steht meine Adresse, meine Telefonnummer ... kannst du dir das vorstellen, all die Jahre wusste er, wo ich lebe, aber nie ...«

Mir wurde schwindlig.

»Kommst du, Nina? Bitte. Ich schaff das nicht alleine.«

Ich rief meinen Chef in der Antikensammlung an, packte meinen Koffer, und am nächsten Morgen nahm ich den ersten Flieger. Berlin-Rom-Palermo. *Das Erbe meines Großvaters antreten*: Was sollte das bedeuten? Bisher war alles, was er uns hinterlassen hatte, eine Leerstelle, die nichts als Legenden gebar. *Er kam nie aus dem Krieg zurück*, das war einer dieser knappen Sätze, die meine Großmutter über ihn sagte. Oder: *Er ist in der Wüste verschollen*. Die Abwesenden sind mächtiger als die Anwesenden; das hatte ich schon als Kind gelernt, denn unser ruheloser Geist toleriert keine Leere, muss sie mit Hörensagen ausfüllen, auch wenn es Lügen sind; alles ist erträglicher als das Nichts. Der Schatten seines Schweigens hatte meine Großmutter zu einer verbitterten Frau und meine

Mutter zu einer Nomadin gemacht. Nichts war uns geblieben, nicht einmal eine Uniform oder ein Grab, an dem wir ihn besuchen konnten. Üblicherweise setzt der Tod einen Punkt hinter ein Leben, manchmal auch ein Ausrufezeichen, und wenn er zu früh kommt, ein Komma. Mein Großvater hinterließ ein Fragezeichen. Der Mann mit den zwei Namen. Moritz, Maurice. Das Chamäleon mit den drei Leben. Eines in meiner Familie. Eines in Joëlles Familie. Und ein drittes, von dem wir beide nichts wussten.

Erst seit letztem Herbst kennen wir uns, Joëlle und ich, aber es erscheint mir wie ein ganzes Leben. Man wird zweimal geboren, einmal ohne eigenes Zutun und ein zweites Mal aus sich selbst heraus, und Joëlle war, ohne dass wir es je so benannt hätten, meine zweite Mutter. Unsere langen Spaziergänge am Strand, unsere nächtlichen Gespräche waren wie eine Wiedergeburt nach meiner Ehekrise. Seitdem habe ich mein Leben auf den Kopf gestellt, und dass mich das nicht mit Angst, sondern mit Freude erfüllt, habe ich Joëlle zu verdanken. Was sie mir über meinen Großvater erzählte, hat mich aus meinem Selbstmitleid gerissen. Ich begriff, wie vermessen es gewesen war, zu glauben, mir sei etwas Außergewöhnliches passiert, während es in Wahrheit doch ganz gewöhnlich war: Eine geschiedene Frau mehr in Berlin, sonst nichts, anderswo sterben Menschen. Es gibt Geschichten, die das Leben verändern. Die einen, weil man sich selbst in ihnen wiederfindet, und die anderen, weil sie einem ermöglichen, die

Welt aus den Augen der anderen zu sehen. Zu erfahren, dass mein Großvater Moritz, der im Afrikafeldzug Vermisste, nicht gefallen war, sondern fernab der Heimat eine zweite Familie gegründet hatte, ihn dafür nicht zu verdammen, sondern seine Beweggründe zu verstehen, änderte alles. Er hatte meine Großmutter im zerbombten Berlin nicht im Stich gelassen, weil er sie nicht liebte. Sondern weil das Leben ihm mitten im Krieg eine neue Liebe geschenkt hatte. Und eine Tochter namens Joëlle. Dass er in der Nacht vor der Abreise an die Front ein Kind gezeugt hatte, meine Mutter, wusste er nicht. So einfach war das, und oft sind es die einfachen Wahrheiten, die Wunden heilen. Der Groll meiner Großmutter, der unsere Familie in seinem Bann gehalten hatte – es war nicht mehr meiner. Ich wünschte, meine Mutter, die ihren Vater nie kennenlernen durfte, wäre heute noch am Leben, um Joëlle zu treffen – ihre unbekannte Halbschwester, die im selben Jahr wie sie geboren wurde: 1943. Die eine in Berlin, die andere in Tunis. Die Alliierten hatten das Deutsche Afrikakorps geschlagen, Hunderttausende Deutsche und Italiener gingen in Gefangenschaft, aber Moritz war in letzter Minute desertiert. Versteckt im Haus der Familie Sarfati. Italienische Juden, die ihn wie einen Sohn behandelten, weil sie den Menschen hinter der Uniform erkannten. Vom Fenster aus konnte er das Meer hören, das ihn von Europa trennte. Und im Zimmer nebenan schlief die junge Frau, die die Liebe seines Lebens werden sollte. Joëlles Mutter. Mit Moritz, dem sie den Namen Maurice gaben, erlebte Joëlle die glückliche Kindheit, die meiner Mutter

verwehrt geblieben war. Und dann, als Joëlle erwachsen wurde, war Moritz aus ihrer Familie ebenso leise und unauffindbar verschwunden wie aus meiner. Sie hat die Hoffnung, ihn wiederzusehen, nie aufgegeben.

Ich gehe als Fremde durch sein Haus, die Katze maunzt, und ich finde das verdammte Futter nicht. Joëlle steht vor dem geschlossenen Klavier und liest das Notenblatt auf dem Ständer. Sie fröstelt, wickelt den Schal um ihre Schultern, und als wüsste ich die Antwort auf ihre Frage, *Warum?*, umarmt sie mich und beginnt zu weinen. Ich halte sie und staune, wie leicht es mir fällt, Trost zu spenden, während ich doch selbst verloren bin. Vor dem Fenster, im Garten, steht ein Mann, der uns beobachtet.

»Ich traue ihm nicht«, flüstert Joëlle.

Catalano, der Notar, war am Flughafen von Palermo nicht erschienen, obwohl er versprochen hatte, uns abzuholen. Ich hatte nach ihm Ausschau gehalten, als ich in die Ankunftshalle kam – lauter Männer, die Namensschilder hielten, Mr. und Mrs. Soundso, aber nirgends stand mein Name. Ich fragte mich kurz, was ich hier überhaupt mache. Dann sah ich Joëlle. Sie wartete an der Bar. Neben ihr bohnerte ein Putzmann den Boden. Sie tat so, als würde der Lärm sie nicht stören. Ihr kleiner, resoluter Körper, ihre mondäne Erscheinung, ein bisschen zu jugendlich in ihrem Sommerkostüm mit Hut. Lippenstift und Schminke, tiefe Lachfalten und blitzende

Augen, und nie ohne Schal, selbst jetzt nicht an einem warmen Apriltag. Sie ist über siebzig und lebendiger, als ich es je gewagt hatte zu sein. Als sie mich sah, lächelte sie, als wäre sie immer noch dieselbe, aber als ich näher kam, erkannte ich den Abgrund, der sich in ihr aufgetan hatte. Sie breitete ihre Arme aus und herzte mich. Worte waren unnötig. Es gibt Menschen, die kannst du nicht finden, sie finden dich. So jemand ist Joëlle. Seit sie mich gefunden hat, ist etwas in mir in eine heilsame Unordnung geraten.

Dann rief der Notar an. Es habe eine Verzögerung gegeben, sagte er, irgendwas mit Polizei und Spurensicherung, es tue ihm leid, er würde uns später im Hotel besuchen.

»Geben Sie mir die Adresse meines Vaters«, sagte Joëlle.

Catalano versuchte sie abzuwimmeln, man könne auch morgen noch das Haus besuchen, aber sie insistierte unerbittlich, bis er ihr die Adresse gab. Er würde dort auf uns warten.

Während der Fahrt mit dem Taxi schwiegen wir, irgendwann nahm Joëlle meine Hand und drückte sie. Auf der Landstraße am Meer entlang ließ sie das Fenster runter und zündete sich, ohne den Fahrer zu fragen, eine Zigarette an.

Wir fanden das Haus in Mondello. Der Villenvorort schmiegt sich an ein ehemaliges Fischerdorf, wo die Sommerfrischler aus Palermo mit ihren Badetaschen aus dem Bus steigen. Tatsächlich war ich schon einmal hier gewesen, auf meiner Hochzeitsreise. Die Vorstellung, dass mein Großvater nur ein

paar Schritte von dem Strand entfernt wohnte, auf dem ich mit meinem Ex gelegen hatte, verstört mich. Moritz hätte an mir vorbeigehen können, und ich hätte ihn nicht erkannt; einer der Herrschaften mit Hut, die hier abseits vom Lärm der Stadt residieren. Hier gibt es schattige Alleen mit gepflegten Gärten und Jugendstilvillen. Alles scheint etwas aus der Zeit gefallen; der weiße Sandstrand, die Badeanstalt auf dem Pier mit ihrer Art-Deco-Fassade, ein aristokratisches Sommeridyll, heute banalisiert durch den Lärm der Bars und Restaurants am Lungomare, wo feiernde Palermitaner auf Rentnerinnen stoßen, die ihren Hund ausführen.

Im ersten Moment kam es mir abweisend vor, das Haus meines Großvaters. Aber das lag nur an dem Schweigen, das es umgab. Die Fensterläden waren verschlossen. Auf dem Gehweg lagen Laub und Blüten. Im Vorgarten ragte eine verwilderte Palme in die Höhe. Es befand sich in einer Seitenstraße unweit des Meeres. Eine weiße, schnörkellose Fassade, deren Putz abblätterte. Es war gepflegt, aber in die Jahre gekommen. Moritz muss wohlhabend gewesen sein, oder er hatte das Haus schon vor Jahrzehnten gekauft, als es noch bezahlbar war. Mein Leben lang hatte ich von einem Haus am Meer geträumt. Da lag es nun im sizilianischen Licht und wartete auf mich. Sofort verscheuchte ich den Gedanken wieder. Das Eisentor stand offen. Auf dem Kiesweg vor der Garage parkte ein schwarzer Mercedes, und daneben erkannte ich zwei Männer. Der ältere telefonierte am Handy. Ich erkannte die Stimme des Notars. Maßgeschneiderter Anzug über dem Wohlstandsbauch,

Krawatte, gepflegter Haarkranz. Der jüngere stand daneben und rauchte. Ich schätzte ihn auf Mitte, Ende vierzig, vielleicht ein Sizilianer. Offenes Hemd und Jeans, schlank, gepflegter Fünftagebart, graue Strähnen im schwarzen Haar. Als er uns vor dem Tor stehen sah, beobachtete er uns einen Moment lang, ohne uns hereinzubitten. Erst als ich durchs Tor ging und Joëlle mir folgte, kam er uns ein paar Schritte entgegen. Auf den ersten Blick strahlte er die Lässigkeit eines Mannes aus, der schon Schlimmeres überstanden hatte. Kraftvoll, aber ruhig. Auf den zweiten Blick wirkte er genauso übernächtigt und durch den Wind wie wir. Er hatte sich nur besser unter Kontrolle.

»Buongiorno.«

Er gab uns die Hand, ohne seinen Namen zu nennen. Er schien auf uns gewartet zu haben, auch wenn er seine Skepsis nicht verbarg. Oder war es Schüchternheit? Sein Händedruck war gefühlvoll. Das Auffälligste waren seine tiefgrünen, intensiven Augen. Er hielt den Blick, als würde er sich wirklich dafür interessieren, wer ich bin. Seine Präsenz war auf verwirrende Art anziehend, denn trotz seiner Freundlichkeit umgab ihn etwas Unergründliches, das ihn vom Rest der Welt trennte, ohne dass ich es hätte benennen können. Es gibt Menschen, die ihre Verletzungen offen tragen. Solche wie ich, die sich nicht verstellen können. Die über alles nachdenken müssen. Und dann gibt es solche, deren Wunden so tief reichen, dass sie nur überleben können, wenn sie nichts mehr davon

wissen wollen. So einer schien er zu sein. Der traurigste gutaussehende Mann, dem ich je begegnet war.

Der Notar beendete schnell sein Telefonat und schüttelte uns kräftig die Hand.

»Bruno Catalano. *Benvenuti a Palermo!*«

Dann stellte er uns vor.

»Signora Sarfati aus Paris. Signora Zimmermann aus Berlin. Das ist Dottor Bishara.«

Sein diskreter Blick schien den anderen zu fragen, ob er etwas erklären sollte. Ich bemerkte eine kurze Verunsicherung zwischen ihnen, die sie zu überspielen versuchten. Ohne es auszusprechen, fragte ich mich, ob der Dottore sein Arzt war. Ob mein Großvater krank war.

»Mein herzliches Beileid«, sagte Catalano.

»*Grazie*«, sagte Joëlle. »Dürfen wir rein?« Ohne die Antwort abzuwarten, ging sie zum Haus. Von Anfang an hielt sie Catalano auf Abstand, obwohl sie keinen Grund dazu hatte. Er war zuvorkommend und korrekt, aber nichtsdestotrotz der Überbringer einer Nachricht, die sie nicht hören wollte. Ihr Vater gehörte ihr, und jeder, der ihre Erinnerung störte und ihre Hoffnung, dass er doch noch lebte, war ein Eindringling in die Schatzkammer ihrer Seele. Den anderen Mann beachtete sie erst nicht groß. Aber ich spürte, dass *er* es war, nicht der Notar, der das Geheimnis meines Großvaters kannte. Catalano lief Joëlle nach und holte sie noch vor der Türe ein. Bishara und ich blieben stehen.

»Kommen Sie auch?«, fragte ich.

Als unsere Blicke sich trafen, hielt er seine dunkelgrünen Augen eine Sekunde länger als erwartet auf mich gerichtet. Dann schüttelte er den Kopf. Ich spürte einen instinktiven Widerwillen, wie der eines Tieres, das die Reviere der anderen meidet. Catalano rief mich zu sich, und ich ging zu ihm, während Bishara am Tor stehen blieb. Das war unsere erste Begegnung, drei Fremde vor der Haustür eines Verschwundenen, unter Palmen, an einem windigen Frühlingstag.

2

Seine Leiche haben sie schon abtransportiert. Wir stehen in der Kühle seines Wohnzimmers, wie bestellt und nicht abgeholt, atmen den Geruch seiner Ledersessel und Teppiche, blicken auf seine Fotos an den Wänden und seine Bücher in den Regalen. Er hat hier gelebt, ohne Zweifel, die Bilder bezeugen es, aber nur den sehr jungen Mann erkenne ich, den in Schwarz-Weiß, der auf einem Steg am Wannensee steht, mit nacktem Oberkörper und skeptischem Blick in die Kamera. Das muss meine Großmutter fotografiert haben; sie hat mir davon erzählt, wie sie ihm dort zum ersten Mal begegnet war; ein stiller Außenseiter, der immer seine Kamera in der Hand hatte und außergewöhnlich gute Porträts machte. Auf späteren Fotos erkenne ich ihn kaum wieder. Ein älterer Herr im Garten, der ein Rosenbeet jätet. Gebeugter Rücken, weißes Haar. Dann, zurück in der Zeit, als sein Haar noch dunkelbraun und voll war, ein gutaussehender Mann im Sommerhemd, die Ärmel hochgekrempelt, vor einem braunen Citroën, vielleicht in den späten Siebzigern. Sein Blick in die Kamera: skeptisch lächelnd, als würde er dem Fotografen nicht ganz vertrauen. Ich versuche zu erkennen, wo das Bild aufgenommen wurde; man sieht das Nummernschild nicht, nur die scharfen Schatten des

Südens, und niemanden sonst, keine Frau, keine Kinder. Ich kann die Scherben nicht zusammenfügen.

»Wie haben Sie uns eigentlich gefunden?«, frage ich den Notar.

»Signor Reincke hat Ihre Adressen und Telefonnummern im Testament hinterlegt.«

»*C'est impossible!*«

Joëlle ist genauso fassungslos wie ich. Der Gedanke, dass er wusste, wo ich bin, aber sich nie gemeldet hatte, macht mich traurig. Und wütend.

»Hatten Sie denn gar keinen Kontakt?«, fragt Catalano.

»Nein!«, ruft Joëlle.

»Wie hat er das rausgefunden?«, will ich wissen.

»Ich weiß nicht«, sagt Catalano, »aber heutzutage ist es nicht allzu schwer, solche Nachforschungen zu betreiben.«

Joëlle stützt sich auf der Couch ab und muss sich setzen.

»Alles okay?«

»Verstehst du das, Nina?«

»Nein.«

»Ich bringe Sie ins Hotel«, sagt Catalano und geht voraus zur Tür. Die irritierende Selbstverständlichkeit, mit der er sich hier bewegt. Als wäre es *sein* Haus.

»Wir bleiben hier«, bestimmt Joëlle. Catalano sieht mich fragend an. Ich weiß nicht, ob ich hier übernachten möchte, im Haus eines Toten.

»Wo wollen Sie schlafen? Das Gästezimmer ist nicht vorbereitet.«

»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein«, sagt sie.

»Sie möchten doch sicher etwas zu Abend essen?«

»Wir kochen uns was.«

»Signora, es tut mir leid. Sie können hier nicht bleiben«,
insistiert er. »Es ist ein Tatort. Die Kriminalpolizei ...«

»Ich dachte, es wäre Selbstmord?«, unterbricht ihn Joëlle.

»Auch in diesen Fällen muss die Polizei ...«

»Ich will die Leiche sehen.«

»Natürlich, Signora, morgen können wir zur
Gerichtsmedizin gehen. Trotzdem, hier im Haus ... Ich muss Sie
wirklich bitten ...«

Sie steht energisch auf.

»Es ist das Haus meines Vaters. Natürlich schlafe ich hier.«

Sie wirft mir einen Blick zu, der mir klar macht, dass ich zu
ihr gehöre, und geht an ihm vorbei zur Treppe nach oben.

Catalano breitet ratlos schnaufend die Arme aus. Durchs
Fenster sehe ich Dottor Bishara auf der Terrasse. Er gießt
Pflanzen. Hat uns beobachtet. Catalano macht ihm ein Zeichen
und geht zu ihm nach draußen. Ich höre nicht, was sie sagen,
aber aus den Gesten kann ich lesen, dass Bishara abwiegelt. Als
ich zu ihnen komme, sagt Bishara zu mir:

»Ist schon gut. Willkommen.«

»Sie sucht ihn schon sehr lange«, erkläre ich. »Sie hatte
immer die Hoffnung, ihn lebend zu treffen.«

»Ich verstehe«, sagt Catalano. Ich höre ein
unausgesprochenes »aber« mitschwingen.

»Hat er nichts von ihr erzählt?«, frage ich.

»Offenbar hatte der alte Mann ein paar Geheimnisse«, sagt Bishara ironisch, aber nicht überrascht.

»Sarfati ... ein jüdischer Name, nicht wahr?«, fragt Catalano.

»Ja.«

»Aber Moritz ...«

»Joëlles Mutter war Jüdin.«

Bishara hört uns verhalten, aber neugierig zu, und ich habe den Eindruck, dass Catalano die Frage für ihn gestellt hat.

»Wussten Sie«, frage ich, »dass mein Großvater als Soldat in Tunis war?«

»Ja.«

»Dort hat er Joëlles Mutter kennengelernt.«

»Ach. Wusstest du das?«, fragt Catalano Bishara.

Der schüttelt den Kopf.

»Ich auch nicht«, sage ich. »Er galt ja als verschollen. Und ich wusste nie, was er im Krieg gemacht hat. Ob er vielleicht ein Nazi war. Aber dann bin ich Joëlle begegnet. Und sie hat mir erzählt, was in Tunis passiert ist. Tatsächlich hat er einem italienischen Juden das Leben gerettet.«

»*Davvero?*«, fragt Catalano, als würde er Moritz das nicht zutrauen. »*Bella storia!*«

Ich sehe Bishara beim Denken zu.

»Dann musste er untertauchen«, ergänze ich. »Die Eltern des Mannes haben ihn in ihrem Haus versteckt. Und Moritz hat sich in deren Tochter verliebt. Joëlles Mutter.«

»Damals lebten dort viele Italiener«, sagt Catalano. »Juden, Katholiken, *tutti quanti*. Sie nannten es La Piccola Sicilia. Es

liegt von hier aus näher als Rom. Das sagt alles über uns Sizilianer!«

Er lächelt geistreich, als hätte er mir gerade die Welt erklärt. Bishara mustert mich stumm. Nicht als ob er mir nicht glauben würde. Aber als wüsste er mehr als ich.

Aus dem ersten Stock hören wir ein dumpfes Poltern. Joëlle muss etwas umgeworfen haben. Catalano schnauft und geht nach drinnen. Er durchquert das Wohnzimmer, wo ich ihn nicht mehr sehe, aber ich höre, wie er die Schiebetür zum hinteren Bereich, in dem der Schreibtisch steht, schließt.

»Was hat er *Ihnen* denn erzählt?«, frage ich Bishara.

»Dass er nach dem Krieg zurückgegangen ist. Nach Berlin. Dass er dort eine Familie hatte.«

Ich bin fassungslos. Das ist die Version seines Lebens, die sich meine Mutter immer gewünscht hatte. Die nie stattgefunden hat.

»Nein, er kam nie zurück, weder tot noch lebendig.«

Ich frage mich, warum er Bishara belogen hat.

»Wie lange lebt er schon hier?«

»Lange. Dreißig Jahre ungefähr.«

»Und Sie sind ... sein Arzt?«

Bishara nickt, aber seine Gedanken sind woanders. Er scheint froh darüber zu sein, dass Catalano uns unterbricht. Ob ich das Hotel bevorzugen würde. Er habe zwei Zimmer gebucht. Ich antworte, dass ich Joëlle nicht allein lassen könne. Es ist mir genauso unangenehm wie ihm. Ich rufe nach ihr. Keine Antwort.

»*Andiamo*, Bruno«, sagt Bishara, »ich muss meine Kinder abholen.«

»Bitte fassen Sie nichts an«, sagt Catalano zu mir, und dann, nach einer Pause: »Die Testamentseröffnung ...«

Er beendet den Satz nicht, sucht nach den richtigen Worten.

»Haben Sie es schon gelesen?«, frage ich.

Sein Blick weicht aus. Er reicht mir seine Visitenkarte.

»Kommen Sie morgen um zehn in mein Büro. Da besprechen wir dann ... alles.«

»*Arrivederci*«, sagt Bishara, um das Gespräch schnell zu beenden. Catalano folgt ihm nur widerwillig durch den Garten, ums Haus herum. Im Gehen dreht er sich noch einmal um. Es gefällt ihm nicht, uns hier allein zu lassen. Wieder steigt dieses Gefühl aus meiner Kindheit in mir hoch: Moritz' Verschwinden hinterlässt eine Unbestimmtheit; ohne klare Regeln macht jeder seine eigenen, und ich fühle mich nicht sicher. Es bräuchte jemanden, der das Vakuum füllt, mit Ruhe und Verlässlichkeit, und ich befürchte, dass Joëlle, so gerne sie es tun würde, nicht mehr dazu imstande ist.

Sie kommt zu mir, als das Motorengeräusch sich entfernt. Sie ist müde. Etwas in ihr ist zerbrochen. Ein festes Fundament, auf dem ihre Sorglosigkeit geruht hatte. Ich schlage vor, etwas essen zu gehen, aber sie geht wie in Trance zur Garage und bleibt davor stehen. Das gelbe Absperrband der Polizei flattert im Wind. Ich trete an ihre Seite, und eine Zeitlang starren wir

auf das weiße Garagentor. Ich bin froh, dass es verschlossen ist. Ich nehme Joëlle am Arm, und wir gehen zurück ins Haus.

Joëlle stößt alle Fenster auf, die hohen Flügel und Fensterläden. Abendlicht flutet den Raum, wir hören das Meer rauschen. Es ist, als wollte sie den Tod aus seinem verlassenen Haus vertreiben. Ich bin schon einen Schritt weiter, ich spüre, dass er nicht mehr lebt und dass es sinnlos ist, es zu verleugnen. Sie öffnet die Schiebetür und macht sich an seinem Schreibtisch zu schaffen. Es ist sinnlos, zu versuchen, sie zurückzuhalten. Sie stöbert und wühlt und weiß doch nicht, was sie sucht, weil das, was sie eigentlich finden will, nämlich er, greifbar nah, aber doch verschwunden ist. Mir ist nicht danach, in sein Reich einzudringen, solange er noch nicht einmal unter der Erde ist. Ich gehe in die Küche, um einen Kaffee zu machen. Die Katze maunzt. Am Ende gebe ich ihr die Mortadella, die ich im Kühlschrank finde. Dann sehe ich einen Einkaufszettel an der Wand, auf den Moritz mit Bleistift geschrieben hat: *Burro. Prezzemolo. Detersivo. Cibo per gatti.* Eine schwungvolle, altmodische Schrift, die klar und energisch wirkt. Ich suche nach einer weiblichen Spur in der Küche, aber finde nichts. Alles ist sauber und aufgeräumt, als hätte er keine Unordnung hinterlassen wollen. Ich muss den Notar fragen, ob es einen Abschiedsbrief gibt, schießt es mir durch den Kopf. Den Kaffee hat er sich mit einer alten, rußverkrusteten *caffetiera* gemacht. Im Sieb ist noch kalter Kaffeesatz. Sein letzter. Ich zögere, dann klopfe ich ihn aus und schalte den Gasherd an.

»Joëlle, hör auf«, sage ich und finde doch keine Worte, die sie trösten könnten. Ich stelle ihre Tasse auf den Schreibtisch, werfe einen Blick auf die verstreuten Papiere, wende mich ab, weil ich kein Recht habe, sie zu lesen. Und dann entdecke ich, hinter Joëlles Rücken, einen Safe in der Wand. Am Boden darunter steht ein abgenommenes Bild mit Fischerbooten, das den Safe wohl verdecken sollte. Die Tür steht halb offen; ich schaue hinein – der Safe ist leer.

»Schau mal!«, sage ich, aber sie reagiert nicht. Erst jetzt bemerke ich, dass sie weint und zittert, während sie sucht und sucht und doch nichts findet.

»Nichts. Absolut nichts.«

»Nichts was?«

»Kein einziges Foto von mir oder meiner Mutter. Nichts.«

Tatsächlich, so konservativ sein Altherren-Schreibtisch auch wirkt – etwas fehlt, das sonst immer vorhanden ist: die Familienfotos. Weder aus unserer noch aus Joëlles Familie.

»Er hat uns ausgelöscht. Findest du das nicht skandalös?«

Nein, das finde ich nicht. So habe ich ihn kennengelernt, den Mann, den ich nie kennenlernen durfte. Ich bin auf einmal wieder neun Jahre alt und sehe meiner Mutter zu, die in einem plötzlichen Anfall von Wut oder Sehnsucht Omas Fotoalben aus dem Schrank zerrt und durchwühlt und vom Tisch wirft und Oma für Dinge anklagt, die ich nicht begreife. Alles, was ich damals verstand, war, dass Oma sagte, er sei tot, sie solle endlich zur Vernunft kommen. Millionen verreckte Soldaten, so sei das eben gewesen im Krieg. Und dass Mama schrie, nein,